Early Journal Content on JSTOR, Free to Anyone in the World

This article is one of nearly 500,000 scholarly works digitized and made freely available to everyone in the world by JSTOR.

Known as the Early Journal Content, this set of works include research articles, news, letters, and other writings published in more than 200 of the oldest leading academic journals. The works date from the mid-seventeenth to the early twentieth centuries.

We encourage people to read and share the Early Journal Content openly and to tell others that this resource exists. People may post this content online or redistribute in any way for non-commercial purposes.

Read more about Early Journal Content at http://about.jstor.org/participate-jstor/individuals/early-journal-content.

JSTOR is a digital library of academic journals, books, and primary source objects. JSTOR helps people discover, use, and build upon a wide range of content through a powerful research and teaching platform, and preserves this content for future generations. JSTOR is part of ITHAKA, a not-for-profit organization that also includes Ithaka S+R and Portico. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

III.

Das häusliche Leben des Thomas Morus.

Von

E. L. Th. Henke.

— Cui pectus erat omni nive candidius, ingenium quale Anglia nec habuit unquam, nec habitura est, alioquin nequaquam infelicium ingeniorum parens.

Erasm. Roterod. ad Chr. a Stadion 1535.

Die engliſche Reformation begann als ein großer Verfaſſungswechſel, und bei einem ſolchen pflegt ſich öfter das Wort Goethes zu erfüllen „keimt ein Glaube neu, wird oft Lieb und Treu wie ein böſes Unkraut ausgerauft"; da erregt denn ſelbſt die zähe Anhänglichkeit an das Alte ein Intereſſe, die, wenn auch gedankenlos und theilnahmlos am Erfolge, nicht ſo ſchnell zu wechſeln vermag, wie viel mehr eine Treue, welche, wenn auch für eine verlorene Sache, doch für ein Gewiſſen eintritt, an welchem etwas zu verderben iſt. Die Theilnahme ſteigert ſich, wo ſolche Treue zum Märtyrerthum führt, und noch mehr, wo mit dem Märtyrerthum nicht, wie oft und faſt gewöhnlich, der Cölibat verbunden, ſondern wo auch das Irdiſche hell und beglückend iſt, was dabei verlaſſen werden muß. Mag es hierdurch gerechtfertigt erſcheinen, wenn aus dem ganzen Reichthum der Geſchichte von Thomas Morus hier nur zwei Punkte hervorgehoben werden; mag hier die Beſchränkung geſtattet ſein auf

eine Beschreibung besonders des häuslichen Lebens des Morus und seines Endes.

Thomas Morus war zu London zwischen 1480 und 1484 geboren aus einem edeln Geschlechte, wenn auch nicht vom höchsten Adel, als der Sohn eines sehr geachteten Rechtsgelehrten und Richters der Kingsbench. Wie nachher sein Sohn, vereinigte auch dieser zwei selten verbundene und doch nicht ohne Schaden von einander getrennte Eigenschaften, Frömmigkeit und Heiterkeit, und die eine als Frucht der andern. Welch ein Verhältniß zwischen Vater und Sohn bestand, und welch ein Sinn seines älterlichen Hauses schon Morus Kindheit umgab, mag der eine Zug erkennen lassen, daß später, als der Vater so glücklich war, den Ruhm und den Glanz seines Jungen, wie er ihn noch immer nannte, zu erleben, der Sohn noch jedesmal, wenn er als Lordkanzler von England in Westminsterhall in seinen Gerichtshof an seine Arbeit gieng und dort im Hofe der Kingsbench seinen Vater schon antraf, er sich von diesem dort vorher kniend segnen ließ; ebenso daß Morus in der Grabschrift, welche er sich selbst verfaßte, es unter die höchsten Güter seines eigenen Lebens rechnete, daß sein Vater seinen Sohn noch als Kanzler von England gesehen habe. Auch erhielt der alte Sir John More mehr Einfluß auf den Sohn als die Mutter, die er früh verloren zu haben scheint, denn der Vater war nach ihrem Tode noch zweimal verheirathet, wiewohl er sich sonst nicht eben verbindlich über die Frauen und über die Wahl einer solchen zu äußern pflegte, „es sei, als wenn man in einen Sack voll Schlangen greife, worin nur ein Aal sei“. Früh wurde Thomas der Schule von St. Anton in London überliefert, welche vor der Gründung der Paulsschule unter einem ausgezeichneten Lateiner Nic. Holt am Besten in das Studium der Alten einführte. Dann gab ihn sein Vater zu einer Art von Pagendienst an den Hof des Cardinals und Erzbischofs John Morton, des Kanzlers König Heinrichs VII., der sich von solchen fähigen Knaben des Adels bei seiner Tafel bedienen und kleine Komödien aufführen und selbst extemporiren ließ. Hier erweiterte sich früh bei dem nach Wissen und Unterhaltung heißhungrigen Knaben der Kreis seiner Einsichten und seiner Wünsche; auch dem Cardinal fiel er so sehr auf, daß dieser von ihm sagte: „wer es erlebt, wird

es sehen, dies Kind, das hier bei Tisch aufwartet, wird ein wunderbarer seltener Mann werden". So sorgte er denn auch, daß Morus, vielleicht noch sehr jung (es werden etwa die Jahre 1497 und 1498 gewesen sein) nach Oxford kam. Dorthin waren nun gerade auch endlich, fast am Spätesten unter allen europäischen Ländern, die Schriften der Alten und der neue Enthusiasmus für ihr Studium vorgedrungen; es galt wohl für Viele noch das Wort cave a Graecis, ne haereticus fias; aber schon lehrten in Oxford Griechisch William Grocyn und sein Schüler Thomas Linacre, welche beide in Italien Politianus und Demetrius Chalkondylas gehört hatten. Grocyn legte die Schriften Dionysius des Areopagiten aus, deren apostolischen Ursprung er bezweifelte; Linacre war in Padua auch Doctor der Medicin geworden, und man stritt, ob er ein besserer Arzt, Grieche oder Lateiner sei. Dort lehrte der Grammatiker W. Lily, der in Rom, Rhodus und Palästina gebildet war, dort John Colet, der nach langem Reisen durch Frankreich und Italien jetzt alle Briefe des Apostels Paulus in Oxford öffentlich erklärte, und dorthin kam gerade jetzt als „fahrender Scolast", was er freilich immer blieb, der Mann, der erst wie kein Früherer dies ganze vorlängst lateinisch redende Abendland belehren sollte, wie das geschehen müsse, wie dabei alle Steifheit in Form und Inhalt abzustreifen und Schönheit und Leichtigkeit zu erreichen sei, Erasmus von Rotterdam, damals etwa 30 Jahre alt, aber damals schon alle diese Einzelnen um sich her zu seinem humanistischen Schönheitscultus vereinigend. Von allen diesen Männern wurde nun Morus in Oxford ebenso sehr angezogen, wie er auch von ihnen vor allen übrigen jungen Männern bemerkt und selbst bewundert wurde. Er nennt den Grocyn den Lehrer seines Lebens, den Linacre den Leiter seiner Studien; Coletus ist ihm so theuer, daß er sich rathlos bekennt, wenn er seine Predigt nicht hören kann. Erasmus aber, welcher 10 bis 12 Jahre älter als Morus schon damals in Oxford eine für das ganze Leben Beider dauernde Verbindung mit ihm einging, schreibt schon 1497 von dem damals wenig über 20 Jahre alten Morus: „aber hat denn die Natur jemals ein feineres beweglicheres glücklicheres Ingenium geschaffen, als das des Morus?" und er bezeugt auch, wie Coletus öfter in Gesprächen gesagt habe, „es gebe nur ein ein-

ziges Ingenium in ganz England," einem, setzt Erasmus hinzu, daran sonst gar nicht armen Lande, „und das sei der junge Morus". Sehr viel anders dachte über die humanistischen Studien Sir John More; er wünschte keineswegs, daß sein Sohn sich ganz und ausschließlich in diese eleganten und poetischen Studien vertiefen möge, welche anfangs, sagt auch Erasmus einmal, in dem Rufe standen, daß sie dem Verstande Abbruch thäten; er verlangte vielmehr, daß sein Sohn, wenn auch „wider seines Herzens Drang, sich des Rechts befleißigen solle", und hielt ihn deshalb knapp in seinem Einkommen in Oxford. Auch dies war für Morus nur heilsam; er dankt es dem Vater nachher selbst, daß er dadurch Alles, was Verschwendung und Ausschweifung heiße, gar nicht erst kennen und nur in seinen Studien seine Freude finden gelernt habe. Auch die weitere Nöthigung, Rechtsstudium und humanistische Studien zu verbinden, kam ihm für Beides zu Gute, mehr als Erasmus meinte, der Morus für etwas besseres als für die Rechtsgelehrsamkeit bestimmt erklärt. Die Arbeit für diese wurde ihm ein Gehorsam gegen eine Pflicht in der Gegenwart und eine Vorbereitung für eine gemeinnützige Wirksamkeit in der Zukunft, und daneben wurde ihm seine dennoch fortgesetzte Beschäftigung mit den Alten nur zur ersehnten Erholung und er selbst dadurch vor erasmischer Ueberschätzung seine Leistungen und Genüsse auf diesem Gebiete bewahrt, als wären *sie* das Höchste und neben ihnen alles Andere Barbarei. Mit Poesie fieng er an, sagt Erasmus, erst nachher suchte er auch seine Prosa, er meint die lateinische, weicher und flüssiger (molliorem) zu machen. Was er hier unter erster Poesie versteht, waren lateinische Epigramme, welche Morus noch nicht zwanzigjährig theils den griechischen der Anthologie in lateinischen Distichen nachbildete, theils selbständige lateinische Verse; keine bloße Rhetorik, sondern lebendig durch Geist und Selbsterfahrenes in durchsichtigster Form, zu einer Zeit, wo die englische Poesie fast ruhte und die Sprache des Erasmus die lebendige aller modernen Gebildeten in ganz Europa war. Zu der Prosa, die er folgen ließ, gehörte aber auch ein ernstes Studium der Philosophie und Theologie, des Plato und des Platonikers Augustin; von Linacre, sagt er selbst, hörte er den Aristoteles erklären; Schriften Lucians übertrug er nicht nur nach Erasmus Vorgange,

sondern bildete sie auch nach. Auch zu den ersten Schöpfern einer englischen Prosa wird er gezählt; daneben trieb er Mathematik und selbst Musik, als bedürfte er aller sieben freien Künste; er las endlich alle Historiker, deren er habhaft werden konnte, unverloren bei einem Gedächtnisse, welches sogar er selbst, alle seine andern Fähigkeiten daneben herabsetzend, rühmt.

Doch alle diese früh erworbene Vielseitigkeit hielt ihn nicht zurück, sich dem Willen seines Vaters zu unterwerfen und nach wenig Jahren von Oxford nach London zurückzukehren, um dort das Rechtsstudium und darauf in New-Inn und auf später in Lincolns-Inn die Uebungen anzufangen, welche der Ertheilung der Befugniß zur Anwaltschaft vorhergehen mußten; bald wurde er selbst schon als Lehrer (reader) für solche Uebungen verwandt. Aber das Studium Augustins fesselte ihn daneben immer noch so sehr, daß er noch um dieselbe Zeit sich auch zur öffentlichen Auslegung einer Schrift desselben eine Kirche Londons einräumen ließ, und Männer jedes Alters und Standes, unter ihnen seine Lehrer Grocyn und Colet, strömten hinzu, um den jungen Rechtscandidaten in der Kirche über Augustin de civitate Dei commentiren zu hören. Ja dies Studium war es, welches ihn, fast wie Luther, der auch vom Rechtsstudium zum Augustin und weiter ins Kloster fortgeführt wurde, fast noch bewog, Mönch zu werden; aber erst seine Fähigkeit dazu erprobend in einer Asceſe, welche er sich selbst in dieser Absicht eine Zeitlang bei den Karthäusern auferlegte, härenes Gewand, wenig Schlaf und zwar diesen auf platter Erde, hielt er sich doch zuletzt nicht für fähig dazu. Heiter und menschenfreundlich, wie er war, mochte er auf ein Familienleben nicht verzichten und wollte lieber, wie Erasmus sagt, maritus esse castus quam sacerdos impurus. Gehorsam gegen den Vater erschien ihm wohl auch gewisser als Gehorsam gegen Gott zugleich, als Mönchthum mit Ungehorsam gegen seinen Vater; so viel er wirklich zu seiner Selbstzucht der mönchischen Uebungen und Entbehrungen, welche er stets geheim hielt, zu bedürfen glaubte, konnte er sie sich auch ohne Oeffentlichkeit und ohne die Gefahr der Ostentation auferlegen und das that er auch fortwährend bis an seinen Tod.

Und er, der damals schon für seine Verse und den Glanz seiner lateinischen Sprache so bewundert ward, gewann nun bald auch

dort, wo seine Fähigkeiten dem Erasmus verschwendet schienen, nämlich als Anwalt und Richter eine so umfangreiche Wirksamkeit und ein solches Vertrauen, daß er dadurch früh auch in eine große politische Laufbahn hineingeführt wurde. Als Anwalt verfuhr er mit so viel Sorgfalt und dabei mit so viel Uneigennützigkeit, stets auf Vergleich vor dem Proceß und auf Abkürzung desselben hinarbeitend, ungerechte Sachen widerrathend und selbst niemals annehmend, allen Wittwen und Bedürftigen unentgeltlich dienend, daß er bald von Allen gesucht wurde. Als Undersherif hatte er daneben die Interessen der Stadt nöthigenfalls gegen die Krone zu vertheidigen, wie ihn dies später auch bestimmte, eine Pension des Königs abzulehnen, da er deren Annahme nicht mit der für dies Amt erforderlichen Unabhängigkeit vereinbar fand. Desto mehr wuchs früh sein Ansehn und das Zutrauen zu ihm; schon 1504, wenig oder gar nicht über 20 Jahre alt, wurde er in das Parlament gewählt, welches Heinrich VII nach 7jährigem Stillstand endlich wieder einberufen hatte; hier rechtfertigte Morus das ihm geschenkte Vertrauen, indem er allein es wagte, den königlichen Erpressungen sich zu widersetzen, welche die Absicht bei dieser Einberufung gewesen waren. Wirklich setzte er wenigstens eine beträchtliche Verminderung der königlichen Forderung durch. Heinrich VII zürnte nicht wenig, daß ein unbärtiger Junge, wie man ihm berichtete, seine Absichten vereitelt habe, und sann auf Rache, er drückte Morus Vater unter einem Vorwande mit Gefängniß und Geldstrafen; ihn selbst dachte er dadurch zu bewegen, was ihm noch drohte, durch ein Bekenntniß seiner Schuld abzuwenden, um ihn darauf hin noch stärker angreifen zu können, so daß Morus schon auf Auswanderung aus England dachte.

Von diesen Gefahren befreite ihn dann der Tod Heinrichs VII Damit, mit dem Jahre 1509, mit dem Regierungsantritt Heinrichs VIII begann für Morus eine Zeit, welche ihm nur Glück und Glanz zu verheißen schien und auch anfangs reichlich eintrug. Erst hier und von hier an kommt der Charakter, die eigenthümliche Mischung desselben ganz zum Vorschein, durch welche die ganze Gestalt von Thomas Morus eine so lehrreiche und trotz seines tragischen Endes eine so erweckliche und tröstliche Erscheinung wird. Darf es versucht werden, darüber ein Wort der weiteren Erzählung vor-

anzustellen? Es soll ein Wort von Leibniz sein: je n'ai pas l'esprit désapprobateur; das ganze geistvolle Fernsein von Trübsinn und Misere, vom Aufsuchen des Herabstimmenden und Verdrießlichen an Menschen und Sachen, das geistesverwandte Suchen und darum Finden des Gehaltvollen und Erfreulichen überall und die Freude daran liegt in diesem Satz. So war Morus. So nährte er sich zuerst mit Erasmus und den Humanisten an der wie neu entdeckten alten Literatur und ihrer Nachbildung mit dem Erfolge, daß sie ihn als den ersten unter den Ihrigen in England anerkannten; so behielt er auch stets die Dankbarkeit für das, was er gerade dieser seiner humanistischen Bildung verdankte; er sagte dem Erasmus, wie dieser an den ihm ebenbürtigsten Gelehrten europäischen Rufes, an W. Büde, schreibt, der ihm geklagt hatte, daß er „Gesundheit und Vermögen über der Philologie verloren habe": „diesen Wissenschaften verdanke ich, daß ich gute Gesundheit habe, daß ich dem trefflichen Fürsten wie Einheimischen und Fremden lieb und werth bin, daß ich in Wohlstand, daß ich mir selbst und meinen Freunden angenehm bin, daß ich dem Vaterlande, den Verwandten, den Hofleuten, dem Adel und jeder andern Klasse und Lebensweise bequem und selbst den Göttern nicht zuwider bin"; er nannte es „sich selbst leben dürfen", wenn er nach aller Arbeit des Anwalts und des Richters noch seinem Enthusiasmus für die Größen des Alterthums nachhängen und sich rastlos und heißhungrig in ihrem Studium ergehen durfte. Aber die Freude an Geist und Schönheit und an der erworbenen Fülle von Beiden blieb bei ihm nicht, wie bei Erasmus, ein geistvoller Selbstgenuß und eine nicht unbegründete Selbstbewunderung, sondern ihm wurde sie, weit über das hinaus, wovon Erasmus eine Ahnung hatte, durch Liebe und Glauben in einem Maße verklärt und von Selbstsucht befreit, daß nun erst auf dem Grunde dieses sittlichen und religiösen Ernstes seine Heiterkeit und Freudigkeit eine innige wahrhaft berechtigte und dadurch unverwüstliche wurde. Wer kennt nicht, Jung oder Alt, Tage oder Stunden seines Lebens, wo sich ihm nach längerer ehrlicher Anstrengung die Arbeit selbst in nichts als Freude und Dank dafür gegen Gott verwandelte, und ihn in solchem Reichthum der Gegenwart zur Befreiung von eigenen Wünschen und zum Ueberströmen

von nichts als Liebe und Nachgiebigkeit gegen die Menschen führte? So war das ganze Leben des Morus; bloß gegen sich selbst streng wie immer insgeheim selbst die Zucht mönchischer Casteiung über sich fortsetzend hatte er gegen die Menschen, nahe und fernstehende, nur Schonung und Fürsorge, aus seinem sonnenhellen Innern heraus nur Scharfblick für das Gute in ihnen, nur Freude an ihnen und den Trieb, sein Arbeitsbedürfniß und seine Fähigkeit, für sie etwas zu thun, ihnen so reichlich als möglich zu Gute kommen zu lassen. Aber Einheit und Stärke gewann das alles bei ihm erst durch den frommen Optimismus, in welchem seine ganze Lebensansicht und auch seine Lebensweisheit erst ihren Abschluß erhielt. Wie fest er auch auf ein künftiges Leben hofft, es hat auch schon an dem diesseitigen, so weit es von Gott ist, nichts auszusetzen, wer es nur recht zu führen weiß; er hat für alles, was ihm widerfährt, nicht erzwungenen und ergebungsvollen, sondern freudig empfundenen und aufrichtigen Dank gegen Gott; denn so findet er auch die diesseitige Welt von Gott geschaffen, daß wer seiner Arbeit, zumal seiner Geistesarbeit gewiß ist, auch seines Glückes ganz gewiß ist. Dieser Gedanke genügt ihm zur Theodicee; wer sein Leben in Müßiggang hinbringt, sagt er einmal in der Utopia, ist wie wer auf einer andern Reise lieber im schmutzigen Stall einer Herberge zubringen, als in seinem eigenen wohl geordneten Hause heimisch werden will. Und für alle diese beglückende gottgefällige Benutzung seiner Güter und Gaben will Gott die Menschen noch künftig lohnen; jede Möglichkeit, sich selbst groß oder unglücklich vorzukommen, verschwindet für Morus Anspruchlosigkeit und Reichthum vor dem Jubel, immer nur von Gott überschüttet zu werden, und diese Befreiung von der Last des Dünkels und des Trübsinns, die stets verbunden sind, sichert und reinigt ihm dann erst die überströmende dankbare, bei aller Bildung und Reife des Urtheils immer noch kindliche Heiterkeit, welche auch alle andern Menschen zu gleicher Freude am Leben mit fortreißen und bekehren möchte. „Niemals", schreibt Erasmus an Ulrich Hutten, „hat Morus einen Menschen traurig von sich gehen lassen. Es gibt nichts in menschlichen Dingen, woraus er nicht auch Freude schöpft, auch aus den ernstesten. Hat er mit geistvollen Menschen zu thun, freut er sich ihres Geistes; wenn mit Thoren, ergötzt ihn

ihre Thorheit. Im Umgange ist ihm eine so seltene Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit eigen, daß Niemand so trübsinnig ist, den er nicht erheiterte, kein Geschäft so abstoßend, daß er nicht das Widerwärtige daraus zu verscheuchen wüßte. So hatte er schon als Kind so viel Freude an Scherzen, daß er ganz dazu geboren schien, und doch ist er niemals weder scurril noch boshaft und beissig dabei geworden; an Witz aber hatte er so viel Wohlgefallen, daß auch, wenn er ihn selbst traf, er ihn doch erfreute. So ist er auch wie geboren zur Freundschaft, nicht spröde und schwierig, sondern Allen offen, Alle erfreuend, fleißig im Unterhalten, treu im Erhalten der Freundschaft, nachlässig in der Sorge für seine eigenen Interessen, aber Niemand sorgfältiger als er in Führung der Sachen seiner Freunde. Allen Bedürftigen ist er wie ein öffentlich dazu angestellter Beschützer; Niemand thut lieber Gutes, Niemand hält es weniger vor; er rechnet es sich als ein großes Glück an, wenn er einen Gedrückten erleichtert, einen Unentschiedenen berathen, einem Verstoßenen wieder zu Gnaden verholfen hat. Wenn er aber durch dies alles der Glücklichste ist, und wenn doch sonst der Uebermuth der Begleiter des Glückes ist, so habe ich doch, sagt Erasmus, niemals unter den sterblichen Menschen einen gesehen, der davon so weit entfernt gewesen wäre als Morus. Leere Ehrenbezeugungen sind ihm unglaublich zuwider; er fordert sie nicht, ja findet es weibisch und unmännlich, mit solchen Possen Zeit zu verwüsten; er verglich sie einmal mit einem Wappen, welches ein zum Tode Verurtheilter an sein Schaffot setze." Dieser Sinn war es denn auch, welcher Morus conservativ und optimistisch machte gegen das Bestehende in Kirche und Staat, so wie er es vorfand, und Auflehnung gegen den bestehenden Rechtszustand in beiden seinem Rechtsgefühl als strafwürdigen Frevel erscheinen ließ. Nicht mit Seufzern, sondern mit freudiger Hingebung unterwarf er sich der königlichen Gewalt, dabei aber in vollem Bewußtsein der auch ihr gesetzten und von ihr selbst anerkannten verfassungsmäßigen Schranken. Ebenso in der Kirche kennt und beklagt er zwar die Schäden, welche ihre Vertreter durch Unwissenheit und Unsittlichkeit bei sich und andern reichlich anrichten, aber er selbst hat die noch übrigen Heilsmittel der Kirche für sich so gut benutzt und ist darum so dankbar dafür, daß er sich nicht zur Geringachtung

derselben, vielweniger zum Abfall davon und zur Verdächtigung und Zerstörung, vielmehr auch hier nur zum Aufsuchen des Guten an der Messe, an der Heiligenverehrung, an mönchischen Uebungen u. A. entschließen kann, so daß er hier auch dem Erasmus zu viel thut, der seiner Frömmigkeit „ein wenig mehr Hinneigung zum Aberglauben als zum Unglauben" zuschreibt.

In diesen Gesinnungen begegnete er sich nun auch anfangs mit Heinrich VIII in so befriedigender Weise, daß zwischen Beiden zunehmend ein Verhältniß großer gegenseitiger Anerkennung und Anhänglichkeit entstand. Mit welchen Hoffnungen sahen nicht auch viele Andere nach dem letzten Druck unter Heinrich VII der neuen Regierung des achtzehnjährigen Königs Heinrich VIII entgegen, aber Niemand mehr als die Humanisten, welche ihn fast als ihren Zögling ansahen, und unter ihnen Morus. Schon früh begann dieser Verkehr; gehörte es schon zur Erziehung auch der höchsten Stände, von der von Italien ausgehenden Bildung berührt zu sein, die Alten, wenigstens die Römer, zu kennen und zu schätzen und auf die Anspielungen aus ihren Dichtern eingerichtet zu sein, auch so gut als möglich selbst ihre Sprache zu sprechen, damals die Vorgängerin der französischen als europäische Sprache der Höfe, so mußten auch die Söhne Heinrichs VII so erzogen werden: Linacre, der Lehrer des Morus im Griechischen, unterrichtete den ältern Arthur und Katharina von Aragonien; Erasmus schwärmt dafür, wie sie und ihr zweiter Gemahl die Wissenschaft und die Philosophie liebten und wechselt nachher oft genug eloquente lateinische Briefe mit Heinrich; „wer möchte nicht, schreibt er, an einem solchen Hofe sein Leben hinbringen?" Länger als ihm selbst lieb war, wurde dies auch Morus zu Theil. Schon als Prinz von Wales zog Heinrich Morus an sich heran; zur Zeit des Regierungsantritts Heinrichs ist das Verhältniß beider schon ein so vertrauliches, daß Morus in der Zueignung seiner Epigramme an den jungen König mit ihm darüber scherzen kann, wie die Ausgabe durch das Podagra dessen, der die Holzschnitte dazu habe machen sollen, verspätet sei und wie so die Füße des Künstlers seinen Versen wohl mehr geschadet, als seine Hände genutzt hätten; der König werde ihn nun empfangen wie einst Tiberius, der einer Gesandtschaft aus Troja, welche ihm etwas spät über den Tod seines

Sohnes ihr Beileid bezeugte, auch das seinige über den Verlust ihres Landsmannes Hektor ausgedrückt hätte. Aber daneben finden wir ein sehr ernstes Lobgedicht zum Regierungsantritt, worin Morus, anerkennend und auffordernd zugleich, von der Bildung des Königs das Ende der Gewalt und der Furcht, und eine neue Aera der Gerechtigkeit und des Wohlseins aller erwartet, wenn der König, wie er thut, seinem Vater das Vaterland vorzieht. Von Stufe zu Stufe rückte nun auch Morus, der Führer der Opposition unter Heinrich VII, unter seinem Sohne zu immer höheren Aemtern auf, wie ungern er auch (Erasmus bezeugt es) seine alte Freiheit als Sherif gegen den Hof und den Dienst des Königs aufgab: 1514 machte ihn der König zum Master of the requests, bald darauf trat er in das privy council des Königs ein, wurde zum Ritter erhoben und dann schon mehrmals als Gesandter verwandt, wie im Jahre 1516 nach Brügge; um 1522 ist er undertreasorer of the exchequer, 1523 wurde er unter Zusammenstimmen des Königs und des Parlaments Sprecher des Unterhauses, dessen Rechte er dennoch auch gegen den Cardinal Wolsey vertrat und erhielt dann 1525 als Kanzler des Herzogthums Lancaster eine der ersten Stellen im Conseil des Königs. Schon damals wurde er dem mächtigsten Minister Heinrichs öfter unbequem; dieser suchte ihn deshalb durch Gesandtschaften aus England zu entfernen; aber auf Morus Bitten hinderte das den König, um ihn immer bei sich zu behalten. Er bedurfte seiner auch für solche Arbeiten, für welche ihm, obgleich es theologische waren, doch der Erzbischof nicht so gut helfen konnte, als der Jurist und Humanist Morus. Das bekannte Buch von den sieben Sacramenten, welches der König gegen Luther herausgab und dem Papste Leo X überreichen ließ und dafür den Ehrennamen defensor fidei erhielt, hat Morus wohl nicht schon selbst verfaßt, wie einige gemeint haben, wenn auch er und der Bischof Fisher von Rochester daran geholfen haben; aber als Luther nun seine heftige Gegenschrift darauf erwiderte, da war es Morus, der das ganze Pathos seiner lateinischen Eloquenz in den Dienst seiner dankbaren Anhänglichkeit an die Kirche und an ihre Heiligthümer wie für den angegriffenen König stellte in der pseudonymen Gegenschrift, welche er im Jahre 1522 der Schrift Luthers entgegensetzte und auf welche Luther allerdings, vielleicht auch wegen

Ungewißheit über den Verfasser, keine zweite erwidert hat. Schon früher hatte Morus noch in einer ganz anderen Weise das Beste auch des Königs vor Augen bei der Schrift, deren durch Morus erfundener griechischer Name noch bekannter geblieben ist, als sie selbst, nämlich bei der im Jahre 1516, doch nicht von ihm selbst, herausgegebenen Utopia. Sie ist ein Gegenstück zu dem damals in Morus eigenen Hause von Erasmus geschriebenen und ihm dedicirten Lobe der Narrheit, ernster gemeint als dieses, doch heiterer ausgeführt; eine satirische Darstellung, worin ein Reisender die Zustände einer fingirten glückseligen Insel so beschrieb, daß dadurch als durch das Gegentheil Vorwürfe ausgedrückt wurden gegen die in der Verfassung und Verwaltung wie in den Sitten Englands bestehenden Schäden, besonders gegen die der höchsten Stände, gegen Müßiggang und muthwilliges Kriegführen, gegen Habsucht und Rachsucht, gegen Haß und Verfolgung der religiösen Parteien und ihrer Führer unter einander, und daß dadurch auch den Regierenden die sittliche Wohlfahrt der Beherrschten als die ihnen gegebene höchste Aufgabe bezeichnet wurde. Es wandte den König nicht von ihm ab, was darin auch zu seiner Belehrung gesagt war; immer weniger vielmehr konnten er und die Königin Katharina in den langen Jahren von 1509 und früher bis 1532 Morus Gesellschaft und erheiternde Reden entbehren; auch an Festtagen ließ sich der König über mathematische und theologische Fragen, selbst Nachts auf dem Dache über astronomische von ihm Auskunft geben, so daß Morus, da man ihn zu oft und zu lange in Woodstock, Greenwich und Hamptoncourt festhielt, oft Monate hindurch, und ihn dann kaum zwei Tage hinter einander zu Hause ließ, nun dort anfing, to dissemble his nature und künstlich langweilig und einsilbig zu werden. Aber auch dies ward durchschaut, der König hielt ihm selbst vor, wie ungern er bei Hofe verweile, und suchte ihn nun öfter in seinem eigenen Landhause in Chelsea auf, ging mit ihm Stunden lang im Garten spazieren, seinen Arm um Morus Hals gelegt, denselben Hals, über welchen Morus nachher als kein leichtes Stück Arbeit mit dem Henker scherzte, welchem ihn derselbe König überliefert hatte.

Wie hätte aber nicht auch selbst den König damals das Haus des Morus anziehen sollen, welches sich dieser, draußen ge-

horsam und dienstbar gegen Alles, was Amt und Pflicht erforderte, nun so ganz seinen liebsten Neigungen und seiner Eigenthümlichkeit gemäß, aber ganz abweichend von den sonstigen Sitten, fast auch als eine kleine Verwirklichung utopischer Zustände eingerichtet hatte und leitete. Schon die Art, wie er es gegründet hatte, war charakteristisch für ihn. Als er einst sich nicht mehr fähig gefühlt hatte für die Strenge des Mönchslebens und bestärkt von seinem Beichtvater sich entschieden hatte, seine weltliche Laufbahn festzuhalten, da hatte ihn ein Landedelmann John Colt aus einer alten Familie von Essex in sein Haus gezogen. Morus gewann eine Zuneigung zu der wohlerzogenen und schönen zweiten Tochter desselben; aber da er bald die Bemerkung machte, daß es für die ältere Tochter Johanna niederschlagend sein werde, wenn ihre jüngere Schwester sich früher verheirathe, so war er gutmüthig genug, auch hier der Klügste, der nachgab, zu sein und wählte diese; sein Enkel schreibt out of a kind of compassion he settled his fancy upon the eldest, und niemals, sagt Lord Campbell, gab es eine glücklichere Ehe. Zuerst die Mutter, die als Landmädchen ohne Latein und Griechisch und ohne Musik aufgewachsen war, und dann die Kinder, die ihm geboren wurden, drei Töchter zuerst und endlich einen einzigen Sohn, suchte er nun so ausbilden und unterrichten zu lassen, und that dabei selbst was er konnte, wie er es zur Befreiung derselben von Leerheit und Müßiggang und schon darum auch zur Erhaltung ihrer Frömmigkeit so wie ihrer Gemeinschaft mit ihm selbst für das Nöthigste hielt. Ununterbrochene Arbeit und Freude daran, wie Morus selbst keinen andern Weg zu irdischem Glück kannte als diesen, so mußte er auch um des Glückes der Seinigen willen bei ihnen auf nichts so sehr halten als darauf. Da aber die Arbeit der Kinder, auch der Töchter, sich nicht auf Luxus und Zerstreuungen beziehen konnte in Morus Hause, wo die Armen noch lieber aufgenommen wurden als die Reichen, wo der Hausherr um alles Aeußere so gleichgültig unbekümmert war, daß sein Schreiber ihn erinnern mußte, wenn seine Schuhe zu sichtbar schadhaft waren und wo die Gäste immer anders bewirthet werden mußten, wie er selbst nach seiner asketisch knappen Gewöhnung, so konnte die gemeinsame Arbeit und Freude Aller nur in ununterbrochenem und gemeinsamem

Lernen und gegenseitigen Unterrichten bestehen. Dies war denn auch so sehr der Grundzug des Hauses und die Freude des Morus, daß er sein Haus danach selbst in Briefen an seine Kinder, welche er so überschreibt, seine „Schule" nennt. Kinderbücher und bloße Unterhaltungslectüre gab es zum Glück noch nicht, am wenigsten in englischer Sprache, und bloße Zeittödtung wie Würfel und Karten erlaubte Morus nicht, weder den Kindern noch dem Gesinde; so mußten denn auch die Mädchen, wenn sie eine Bildung und eine Beschäftigung erhalten sollten, welche einen Inhalt haben und ihnen sicher Freude einbringen sollte, schon wie der Vater selbst in seinen Erholungsstunden und mit ihm griechisch und lateinisch lernen, mit ihm für die Dichter und Philosophen und Historiker des Alterthums schwärmen. Das Bemühen, es im eleganten Gebrauch einer fremden Sprache weit zu bringen, wohl auch zu andern Zeiten mehr als Fleiß und bildende Uebung wie um des Erfolgs und der Anwendung willen werthvoll, konnte hier nur an den alten Sprachen geübt werden, an und in welchen Morus selbst seine Meisterschaft erlangt hatte, und an welchen und mit welchen auch noch mehr als an und mit den neueren zu lernen war. Das war ja freilich auch damals sehr neu und schon deshalb gewagt als Abweichung von der Sitte, zumal in England. Auch Erasmus, welcher von 1509 bis 1514 dies häusliche Leben des Morus als stets wiederkehrender Gast und selbst als Hausgenosse kennen gelernt hatte wie kein Anderer und darum auch bessere Kunde davon gibt als irgend ein Anderer, versichert anfangs selbst nicht ohne Bedenken deshalb gewesen zu sein und kann denen nicht widersprechen, die auch die Handarbeiten ihrer Töchter für heilsam halten; aber er bekennt doch eben durch das, was er in Morus Hause gesehen, völlig von seiner Besorgniß befreit zu sein; er hofft, daß bald viele des Adels folgen werden, und preist nun überhaupt das englische Familienleben und besonders die Bildung und die treuherzige Freundlichkeit der Töchter darin mehr als jedes andere. Auch fehlte es ja an andern mehr erheiternden Studien in Morus Hause und für seine Kinder nicht; zu den Hausgenossen gehörte auch ein Narr, Henry Pattison, den er nachher seinem Vater abtrat; an seltenem Gethier aller Art fand er selbst so viel Vergnügen, daß er kaufte was er

auftreiben konnte und daß man überall im Hause darauf stieß; er sah es gern, wenn man an seinen Wieseln und Frettchen, seinen Füchsen und Affen Gefallen fand; fast keine Art von Vögeln gab es, die er nicht unterhielt. Dazu erscholl das Haus noch von zahlreichen musikalischen Instrumenten, welche Morus selbst spielte und die Seinigen einüben ließ; auch die bildende Kunst war ihnen nicht fremd; mit Erasmus Empfehlung an Morus kam von Basel Hans Holbein nach England, wurde erst nach zwei- bis dreijährigem Aufenthalt in Morus Hause durch diesen auch dem Könige bekannt gemacht, und so kennen wir ja noch jetzt durch Holbeins unvergleichliche Bilder nicht nur Heinrich VIII und seine Königinnen Katharina und Anna noch anschaulicher als die Wortsprache sie wiedergeben könnte, sondern auch die ganze Familie Morus. Aber den heitern Inhalt durch Kunst und Wissenschaft umschloß jeden Tag der ernste Rahmen eines Anfanges und eines Schlusses mit Gebet und Lesen in der Schrift; für sich allein hatte Morus einen abgeschiedenen Anbau seines Hauses mit Bibliothek, Galerie und Kapelle, wo er auch seine Askese vor den Augen selbst der Seinigen verbarg; jeden Morgen, auch in Zeiten großer Geschäftslast und gerade deshalb, brachte er, der nur vier bis fünf Stunden zum Schlaf verwandte, die ersten Frühstunden von zwei Uhr bis sieben in Gebet und Studium zu, Freitag den ganzen Tag; Mittags ließ er eine seiner Töchter zuerst einen biblischen Abschnitt lesen und leitete von da aus selbst ein heiteres Gespräch ein, und spät Abends rief er noch einmal das ganze Haus zusammen, selbst nachher zu der Zeit, wo er Großkanzler von England war, und betete mit ihnen die drei Psalmen „Gott sei mir gnädig", „Nach Dir Herr verlanget mich" und „Gott sei uns gnädig" und zuletzt noch ein Salve regina und für die Todten den Psalm „Aus der Tiefe ruf ich Herr zu dir" (Psalm 51. 25. 67. 130). „Keiner und keine ist in dem Hause", sagt Erasmus, der es so oft und so gern mitgenossen hatte, „der nicht in die freie Wissenschaft und das fruchtbare Lesen vertieft ist, aber die erste und vornehmste Sorge ist doch die für die rechte Frömmigkeit. Da ist kein Streit und kein hartes Wort, aber auch kein Müßiggänger zu sehen; bei ihrer Arbeit sind Alle, aber Alle vergnügt, und der Vater leitet die Familie nicht mit Verweisen und Schelten, sondern

nur mit Freundlichkeit und Wohlwollen". „Livius", sagt er 1521, wo also das älteste Kind etwa vierzehn Jahre alt war, „ist in Aller Händen, und sie verstehen ihn ohne Uebersetzung, und in ihren lateinischen Aufsätzen, welche der Vater sie für mich schreiben ließ und nicht corrigirte, waren Gedanken aber keine Fehler." In Chelsea, nahe bei London (jetzt liegt der Ort längst in der Stadt), hart an der Themse, wenig über Lambeth und Westminster, hatte Morus sich für seinen Hausstand früh eine Landwohnung eingerichtet, nicht prächtig, sagt Erasmus, aber bequem und ausreichend auch für die Vielen, um welche sich allmählich diese Hausgemeine erweiterte. Denn als allmählich auch alle seine Kinder sich verheiratheten, blieben auch deren vier Familien bei ihm in Chelsea, und drei Schwiegersöhne, eine Schwiegertochter und elf Enkel vermehrten zuletzt noch bei seinen Lebzeiten die Hausschule. Unter seinen Kindern war nicht der zuletzt geborene Sohn Johann das fähigste, er vielmehr von geringen Gaben, und hier wird Morus sein Scherz etwas schwer geworden sein, wenn er seine Frau tröstete, sie habe sich so lange einen Jungen gewünscht und der werde dafür nun auch lebenslang ein Junge (a boy) bleiben; doch war John More gut und fleißig mit so viel Erfolg, daß doch, freilich wohl mehr zu seiner Aufmunterung und um des Vaters willen, Männer wie Grynäus und Erasmus ihm ihre Ausgaben platonischer und aristotelischer Schriften dedicirten. Auch nicht eben mit Hingebung und Geistesverwandtschaft ging auf Morus Sinn die Frau ein, welche er 1514 nach dem frühen Tode seiner Johanna um seiner damals noch kleinen Kinder und seines Hauswesens willen bald wieder geheirathet hatte, eine Wittwe Alice Middleton, sieben Jahre älter als Morus, auch etwas klein, so daß Morus sagte, „man müsse von zwei Uebeln das kleinste wählen", aber praktisch und wirthschaftlich freilich, und so, daß man sie nach Zellers Apologie der Xanthippe gerade um ihrer besseren Eigenschaften willen mit dieser vergleichen und als ein nützliches Gegengewicht in dem auch etwas sokratischen Hause des Morus betrachten darf, aber doch auch so, daß sie dem Morus keine innigere Zuneigung, sondern nur jene schonende und spielende Behandlung abnöthigte, womit er alle, auch entfernter stehende zu erheitern und zu gewinnen wußte, besonders die Frauen. Es diente ja wohl auch zur Erheiterung für Beide,

wenn er sie zwar nicht zu den wissenschaftlichen Studien, aber doch zu den Künsten des Hauses mit heranzog und, wie Erasmus bezeugt, sie bewog, schon in vorgerücktem Alter wie sie war, noch in vier musikalischen Instrumenten, Laute, Zither, Bratsche und Flöte Unterricht zu nehmen und sich täglich eine bestimmte Zeit darin zu üben. Eine andere und größere Freude für Morus wurden die Fähigkeiten und die Leistungen seiner drei Töchter, Margarethe, Elisabeth und Cäcilie, und noch einer Pflegetochter Margarethe Gyge; auch sie verschieden genug, aber wenn auch der Vater weit entfernt war, die fähigste unter ihnen mit Zurücksetzung der übrigen vorzuziehen, oder auch nur bei einer unter ihnen, was sie an Kenntnissen und Bildung besaß, für das Höchste und für mehr als für ein Mittel für noch höhere Zwecke zu achten, so war es doch eine besonders erfreuliche Genugthuung für ihn, daß die Tochter, welche ihm selbst an gelehrter Bildung am nächsten kam, auch an Hoheit der Gesinnung und an Liebe die reichste und dadurch ihm ähnlichste wurde. Er kennt die Gefahr, welche für seine Töchter aus ihrem Reichthum an Kenntnissen entsteht; er weiß, daß sie schlimmer sind als nichts, wenn die Anspruchlosigkeit und die Frömmigkeit darunter leidet, und spricht darum so große Freude aus in einem Briefe an einen ihrer Lehrer darüber, daß dieser ihm die Bescheidenheit seiner zweiten Tochter Elisabeth so sehr hat rühmen können. „Denn was wären", schreibt er, „Kenntnisse ohne solche Tugenden anders als glänzende Schande, zumal bei Frauen, deren Bildung als etwas Neues und als ein Vorwurf gegen die Unwissenheit der Männer von den meisten von diesen gern angegriffen wird, welche dann, wenn sie an Unterrichteteren als sie selbst sind Fehler sehen, ihre eigene Unwissenheit für eine Tugend halten. Aber er verzweifelt auch nicht, daß gerade auch Frauen eine höhere Ausbildung in den Wissenschaften selbst zum Heil ihrer Seele gereichen könne und müsse; „nichts ist eine so große Gefahr für das neue Geschlecht, meint er, als das immerwährende Trachten nach fremdem Beifall, welches schon den Kindern von Allen angewöhnt wird und welches sie doch nachher unglücklich macht; denn so lange ist das Herz ohne Frieden und der Mensch charakterlos und unfrei zugleich, als er von fremder Meinung, welche stets wechselt, als er von Lob und Tadel der Mehrzahl, und die Schlechten sind

immer die Mehrzahl, sich abhängig macht. Davon heilt ihn nichts als die Selbständigkeit durch eine Bildung, welche eine rechte Erkenntniß der Güter und des göttlichen Willens einschließt, und auch bei Weibern zu bewirken vermag, daß sie nicht nach etwas seufzen, was sie ohne Grund bei andern anstaunen, daß sie sich nicht für besser oder schlechter halten mit oder ohne den oder jenen Schmuck, daß sie vielmehr die Tugend für das erste und die Kenntnisse und Wissenschaft für das zweite Gut halten, diejenigen besonders, durch welche sie Dank gegen Gott, Liebe gegen alle Menschen und in ihrem eigenen Herzen Demuth und Anspruchlosigkeit lernen können. Ist etwa der Boden des weiblichen Geistes für geistige Aussaat unfruchtbarer und für Unkraut offener, dann ist ja gerade hier desto fleißigerer Anbau nöthig, um Schaden zu verhüten; denn ist es die Vernunft, die den Menschen vom Thier unterscheidet, so muß auch für Beide, Männer und Frauen sein, was zu rechter Befruchtung des Bodens der Vernunft unentbehrlich ist." So freut er sich denn über Alles, was in dieser Hinsicht bei seinen Kindern gelingt, und gegen sie Alle strömt seine Liebe über in den Briefen, welche er von seinen vielen Reisen in Versen und Prosa an sie richtet; aber wenn er an alle zusammen, an die ganze Schule schreibt, geschieht es doch mehr nur in einer heitern glücklichen Weise, wie wenn er ihnen in lateinischen Distichen schildert, wie er in der Ferne an sie denkt und sich nach ihnen sehnt, wenn er durch die Flüsse reiten und bei schlechtem Wetter schlechte Wege überstehen muß, und wie er sie immer geliebt hat, jetzt aber für das, was sie jetzt geistig sind, noch viel mehr als sonst, wo bloß die natürliche Zuneigung ihn an sie fesselte:

„Immer habt ihr von mir mehr Küsse als Schläge erhalten,
Nur wie ein Pfauenschweif spielte die Ruthe um euch;
Immer ward sie auch dann nur schüchtern und milde geschwungen,
Ließ kein schmerzliches Roth dort, wo sie spielte, zurück.
Nur ein Barbar ist der und verdient nicht Vater zu heißen,
Dem die Thräne des Kindes nicht auch Thränen entlockt;
Immer hab ich euch innig geliebt, jetzt aber so heftig,
Daß wie nichts mir erscheint, wie ich euch früher geliebt.
Wie schön schmückt euch schon jetzt des Alters Ernst in der Jugend,
Wie schön, was ihr der Kunst, was ihr dem Wissen verdankt.
So denn fahret mir fort, damit wieder, wie jetzt ich euch liebe,
Einst in noch größerem Glück mir wie ein Schatten erscheint."

Er dankt ihnen heftig, daß sie alle das in seiner Abwesenheit treiben, lateinische Aufsätze, lateinische Verse machen, wovon sie wissen, daß sie ihn, auch wenn er zu Hause ist, damit am meisten erfreuen. Aber wenn er an Margarethe allein schreibt, gibt sich doch noch eine größere Freude an ihrem Dasein und ein lebhafterer Dank dafür zu erkennen. Margarethe, die älteste Tochter, etwa 1509 geboren, deren Leben er einst in einer tödtlichen Krankheit derselben wie durch ein Wunder von Gott erhalten zu haben glaubte, hatte es so früh so weit gebracht in der Leichtigkeit, mit welcher sie die griechische und lateinische Sprache beherrschte, daß sie beide in Prosa und in Versen schrieb, daß sie Texte alter Schriftsteller durch Conjectur herzustellen vermochte, auch die ganze Kirchengeschichte des Eusebius ins Lateinische übersetzt hatte, eben so gut aber auch das Englische schrieb. Früh verheirathet mit einem jungen Rechtsgelehrten, John Roper, der nun auch ins Haus zog, setzte sie mit ihm ihre Studien fort, auch in Mathematik und Astronomie, Studien, welche doch zuletzt nur ihrem Hause und ihren Kindern zu Gute kommen sollten; denn diese unterrichtete sie nun wieder und fast mit gleichem Erfolge. Mit dem Studium der Medicin, wollte der Vater, sollte sie endigen, damit sie auch dadurch dem Hause nützen könne, während er ihre von ihm den seinigen gleichgeachteten Schriften wie billig auch im Hause und ungedruckt ließ. Des Vaters Vertraute war sie in einem Maße, daß nur sie um die Entbehrungen wußte, welche er sich insgeheim auferlegte, um das härene Gewand, welches er trug, um seine Geißelungen; nur ihr vertraute er, wenn er selbst verhindert war, die Aufsicht an über das Armen- und Krankenhaus, welches er in Chelsea gegründet hatte und unterhielt. Auch Andere bewunderten sie, wie der jüngere Freund und Gesinnungsgenosse des Morus, Reginald Pole, und wie ein Bischof John von Exeter, welcher seine Bewunderung ihrer lateinischen Verse und Abhandlungen auch in großen Goldstücken für sie ausschüttete, so daß der Vater deshalb aufhören mußte, sie ihm zu zeigen. Erasmus schreibt ihr noch selbst schon im höhern Alter im Jahre 1529, als er in Basel das Holbeinsche Bild ihrer ganzen Familie erhalten hat, wie er sich nun sehnt, nur noch einmal vor seinem Tode den ganzen lieben Kreis wieder zu sehen, dem er den besten Theil seines Glückes und selbst

seines Ruhmes verdankt und Niemand lieber verdankt, und wie er sie Alle darin wieder erkennt, aber keinen besser als sie. Aber die größte Liebe und Freude an dieser Tochter sprechen doch die eigenen Briefe des Vaters aus. Zwar auch hier fehlt der heitere spielende Ton nicht, wie wenn er ihr auf eine lateinische Bitte um Geld antwortet, jede ihrer Zeilen möchte er zwar gern wie Alexander die des Chörilus mit Goldstücken belohnen, aber er schicke ihr blos deshalb nur so viel als sie verlangt habe, damit sie ihn bald wieder bitten müsse, weil es ihn so glücklich mache, solche Schmeichelreden und Liebesworte zu erhalten von der Tochter, die durch ihre Bildung und durch ihr Herz ihm die theuerste sei. Noch mehr Bewunderung und dabei auch noch mehr Sorge um sie sprechen andere Briefe aus, wie wenn er so erzählt, Reginald Pole habe geglaubt, es habe ihr ein Lehrer bei ihren Arbeiten geholfen, und hinzusetzt, „als ob ein Lehrer im Hause oder irgend ein Mann in der Welt sei, der es nicht viel nöthiger hätte, sich beim Schreiben von ihr helfen zu lassen, als daß er ihr helfen könnte. Freilich, fährt er fort, hat er sie schon immer deshalb beklagt, daß das Viele beim Lesen ihrer Sachen denken werden, und daß ihr dadurch verdientes Lob entgehen wird, während sie doch so weit davon entfernt ist, sich mit fremden Federn zu schmücken. Aber desto schöner, daß sie so fortfährt, sich Mühe zu geben, und zufrieden mit dem Lohn ihres Gewissens und der Freude, welche sie selbst hat, Bewunderung der Menschen weder sucht, noch wenn sie ihr nachgeht, ihr entgegenkommt, „sondern nach deiner großen Liebe und Treue gegen uns, schließt er, hast du an mir und deinem Manne Leser und Publicum genug, und so wollen wir nur heftig für dich bitten bei der Stunde, die dir bevorsteht; mag der Herr dir ein Kind geben in allem außer im Geschlecht seiner Mutter ähnlich, oder mag es auch ein Mädchen sein, wenn es nur so ist, daß es durch Geist und Herz seiner Mutter gut macht, worin es sonst zurücksteht, denn ein solches Mädchen wäre mir lieber als drei Jungen."

Ueber ein Vierteljahrhundert bestand dies häusliche Leben, diese „Hausschule" von Morus, mit zunehmender Befriedigung, darf

man annehmen, für Alle, welche dazu gehörten und Alle, welche als Gäste daran theilnehmen durften. Aber das Jahr 1529, epochemachend in der ganzen Geschichte Englands, wurde verhängnißvoll auch für Morus. Als, schon im Zusammenhang mit der Sache der Scheidung König Heinrichs VIII von seiner ersten Gemahlin, Katharina von Aragonien, im Herbste des genannten Jahres Cardinal Wolsey vom Könige entlassen wurde, da galt es einen Nachfolger für ihn zu finden, welcher das allgemeine Vertrauen, wo möglich selbst das der päbstlich und der nicht päbstlich Gesinnten für sich hatte; und obgleich bisher noch kein Weltlicher und noch keiner aus niederm Adel in dieses höchste Amt des Großkanzlers von England berufen war, gab es doch jetzt kaum einen andern dafür in ganz England, als denselben Mann, welcher auch schon seit mehr als 20 Jahren dem Könige bekannt und werth und seit 15 Jahren in seinem privy council war, welcher dort und im Parlament schon öfter als Gegner Wolseys aufgetreten und gegen diesen vom Könige selbst vertreten war, auch noch so eben sich als Gesandter bei Abschließung des Friedens von Cambray ausgezeichnet bewährt hatte, als Thomas Morus. Freilich das wußte der König schon, daß er in seiner Scheidungssache von Morus kein Urtheil, wie er es hören wollte, sicher zu erwarten habe; er hatte ihm selbst seine Zweifel vorgelegt, und als diese ihn nicht überzeugten, ihn an die Theologen gewiesen, welche über die Sache geschrieben hatten, ihn auch zu sorgfältiger Untersuchung derselben bewogen, doch auch dadurch nicht umgestimmt. Aber wahrscheinlich erwartete der König, daß, wenn er Morus unter solchen Umständen zum Großkanzler von England machte und er dies annähme, so werde er doch zuletzt nicht umhin können, auf seine Wünsche einzugehen und die inländische Entscheidung, welche er jetzt suchte, zu einem willkommneren Ziele leiten helfen, als wohin die Verhandlung mit dem Pabst geführt habe. Morus gehorchte der Berufung in das hohe Amt sehr zögernd und nicht ohne ein Vorgefühl, daß es für ihn selbst nicht zum Heile gereichen werde. Wir müssen hier übergehen, in welcher Weise er es sonst verwaltete, mit welcher Bescheidenheit er es schon antrat und mit welcher Prunklosigkeit er stets darin auftrat, wie durch seinen Eifer als höchster Richter das vorher und nachher ganz Unerhörte geschah

(ein anderer Kanzler, Lord John Campbell, bezeugt es), daß einst alle anhängigen Sachen, und er fand 20 Jahre alte Processe, beendigt waren, wie er zwei seiner Schwiegersöhne mit heiterem Spott abwies, als sie als solche von ihm als Richter Begünstigung erwarten zu können sich eingebildet hatten, wie er in Erlassen an die Universität Oxford die Unwissenheit von Geistlichen rügte, welche alte Philosophie und Literatur als weltliche Wissenschaft und als gefährlich, Griechisch und Hebräisch als unnöthig für einen Geistlichen verdächtigt hatten, wie er aber auch gegen Gegner der Kirche strenger als der Cardinal, sein Vorgänger, verfuhr, wenn auch nicht so streng, daß er die Todesstrafe gegen sie hätte anwenden lassen u. s. f. Aber schwerer lasteten andere Sorgen auf ihm. Wenn drei Dinge wären, sagte er einst seinem Schwiegersohne auf einem Wege an der Themse, so wollte ich gern sogleich in einen Sack gesteckt und hier in den Fluß geworfen werden: Friede unter den christlichen Fürsten, Eintracht in der Kirche ohne Häresien und ein guter gottgefälliger Schluß der Ehesache des Königs. Aber besonders diese, die Scheidungssache, wurde immer drückender für ihn. Aufs Neue machte Heinrich ihm selbst Vorstellungen, nöthigte ihn wieder zu Berathungen mit seinen Bischöfen und Doctoren; Morus las alles, was für die Scheidung geschrieben war und nichts, was dagegen war; doch das Ende war, daß er dem Könige kniend bezeugen mußte, nichts in der Welt werde ihm so schwer, als daß er hierin nicht mit unbeschädigtem Gewissen zur Zufriedenheit Seiner Majestät beitragen könne, aber er berufe sich auf des Königs eigene Vorschrift, die er ihm beim Antritt seines Amtes gegeben, die beste, die jemals ein Fürst einem seiner Diener gegeben habe, zuerst auf Gott, und erst nach Gott auf ihn, den König, zu sehen, was denn Heinrich damals ganz gnädig acceptirte, ihn nach wie vor seiner Gnade versicherte und daß er auch ferner nichts wider sein Gewissen von ihm fordern wolle, und in dieser Sache sich ferner anderer Räthe bedienen zu wollen versprach. Aber da die Scheidung nun doch den Wünschen nicht nur des Königs, sondern auch der sehr vielen Andern gemäß war, welche mit ihm die Sicherung seiner Succession und aus andern Gründen von dem Conflict mit dem Pabst, wozu sie geführt hatte, weitere Losreißung Englands vom Pabste hofften, da 1530 die Convocation des Klerus

den König schon Haupt der Kirche von England nannte, und da 1530 und 1531 von englischen Geistlichen wie von auswärtigen Universitäten die Urtheile gegen die Rechtmäßigkeit der Ehe des Königs sich drängten, so wurde nun doch Morus Stellung als Großkanzler immer mehr eine Unmöglichkeit. Nach dritthalbjähriger Verwaltung hielt er sich selbst für verpflichtet zu thun, was freilich dem Könige gegenüber selbst ein weiteres Wagniß war, ehe ihm noch mehr Unverantwortliches zugemuthet wurde, den König um seine Entlassung zu bitten. Das mußte König Heinrich selbst schon als bittern Vorwurf empfinden, daß der Mann, den er so hoch erhoben und dadurch so hoch begünstigt zu haben glaubte, nun selbst nicht mehr mit ihm gehen mochte, selbst sein großes Geschenk zurückgab, und daß ganz England nicht in Zweifel sein konnte über das Motiv, welches den höchsten Richter und Rechtsgelehrten und dabei den unbescholtensten Mann des Landes zu diesem Schritte trieb. Doch die Entlassung, welche Morus selbst durch den ihm befreundeten Herzog von Norfolk so schonend als möglich nur für seine von der Arbeitslast zerstörte Gesundheit zu erbitten schien, gewährte er noch mit der stärksten Zusicherung seiner stets fortdauernden Gnade im Mai 1532, also noch ehe die neue Ehe vollzogen war, und er ließ seine Zufriedenheit mit seinen Diensten auch noch beim Amtsantritt des neuen Kanzlers öffentlich aussprechen; aber er hatte ja auch selbst das Ziel noch nicht erreicht, von wo er nicht mehr zurück konnte.

Oft hatte sich Morus früher eine solche Muße, eine solche Rückkehr zu seinen Studien und zu dem, was er sich selbst leben nannte, gewünscht, und sprach auch jetzt in Briefen an Erasmus seine Freude über die Gewährung dieses Wunsches aus, aber so wie sie jetzt erfolgte hatte sie doch ihr Schweres in der Gegenwart und noch mehr Besorgnißerregendes für die Zukunft. Zunächst war auch schon die Veränderung nicht leicht zu tragen, die sich für Morus häusliches Leben ergab. Einst als Anwalt war er reich gewesen trotz seiner Freigebigkeit und Uneigennützigkeit; aber die hohen Aemter nachher hatten ihn nicht reich gemacht; ein Geschenk von 5000 Pfund Sterling, welches ihm die Convocation des Clerus durch drei Bischöfe für seine Arbeiten zur Bestreitung der Häresie angetragen hatte, hatte er weder für sich noch für seine Frau und Kinder annehmen

zu dürfen geglaubt, und jetzt, wo er des häuslichen Asyls zwiefach bedurfte, behielt er nicht mehr so viel übrig, daß er das Zusammenleben der Seinigen in seinem Hause fortbestehen lassen konnte. Das wurde diesen noch schwerer als ihm selbst; aber desto nöthiger schien es ihm, mit seiner eigenen Heiterkeit auch von der ihrigen zu erhalten, was möglich war. „Mylord ist fort", mit diesen Worten pflegte es seiner Frau durch einen Diener in ihrem Kirchstuhl angezeigt zu werden, wenn der Kanzler die Kirche verlassen hatte; mit denselben Worten, welche sie anfangs nicht verstand, zeigte Morus selbst der praktischen Mrs. Alice, welche nicht ungern die Frau des Lordkanzlers gewesen war, seine Entlassung an. Nicht nur die ganze Dienerschaft bis auf zwei entließ er und sorgte für Alle durch Empfehlungen; er mußte sich nun auch von den Familien seiner Kinder trennen und diese sich selbst überlassen, denn auch die Vorschläge waren nicht ausführbar, womit er sie anfangs zu erheitern suchte, „er habe in seiner Studienzeit alle Abstufungen von Mittagstischen kennen gelernt, die in Oxford, in New-Inn, in Lincolns-Inn, und obgleich er nun nur wenig über 100 Pfund für sie alle übrig habe, so wollten sie doch nicht sogleich mit dem schlechtesten, mit der Stufe von Oxford anfangen, sondern mit der von Lincolns-Inn, erst wenn das nicht ausführbar, zu der von Oxford heruntersteigen, und wenn auch das nicht, wollten sie dann doch zusammenhalten und vor den Häusern Salve regina singen und gute Menschen um etwas bitten und zusammen vergnügt sein". Nur Margarethe mit den Ihrigen konnte er bei sich behalten. Sein Vater war kurz vor der Niederlegung des Amts gestorben; auch Morus Gesundheitszustand ließ ihn auch der sonst lang ersehnten Muße nicht recht froh werden, wenn er sich es gegen Erasmus auch wieder als Schuld anrechnet, daß er ihn an seinen Studien zu hindern vermöge. Oft sprach er zu Frau und Kindern, um sie vorzubereiten, von Himmel und Hölle, von der Geduld und den Leiden der alten Märtyrer, welche sie lieber getragen als Gott beleidigt hätten, und welch ein Glück und Segen es sei, aus Liebe Gottes den Verlust von Gütern, Freiheit und selbst des Lebens zu erdulden; er betheuerte, wenn er es dahin brächte zu sehen, daß seine Frau und Kinder ihm selbst zuredeten, für eine gute Sache zu sterben, so werde ihn das so sehr trösten, daß er aus Freude

darüber dann ganz luſtig zum Tode werde hinlaufen können. Auch durch fingirte Citationen vor Richter des Königs ließ er ſie mehrmals ſpielend ſchrecken, um ſie, wenn ſie dann außer ſich geriethen, wirkſamer zu der Faſſung auffordern zu können, deren ſie bedurften, wenn der Fall, der nicht ausblieb, wirklich eintrat. Es war damals, wo er ſich auch ſeine Grabſchrift entwarf; ſein Grab in ſeiner Kirche zu Chelſea zwiſchen ſeinen zwei Frauen und die Grabſchrift auch für ſie hatte er ſchon früher angeordnet. Auch über einige noch übrige Grundſtücke verfügte er durch Ueberweiſung derſelben an Frau und Kinder, um ſie vor der ſchon erwarteten Güterconfiſcation zu ſchützen, welche ſie nachher dennoch mittraf. Bald nach ſeiner Entlaſſung, wo nun auch ſeine Macht aufhörte, zeigte ſich denn auch neue Regſamkeit der vielen gegen ihn, welchen ſeine Feſtigkeit ein Vorwurf war, und welche ſich ſelbſt ihre Fügſamkeit gegen den Willen des Königs mit oder ohne Grund als wohlgemeintes und heilſames Eingehen auf die neue Aera und auf die Emancipation vom Pabſte anrechneten. Auch war die Lage jetzt anders: Oſtern 1533 war die neue Ehe des Königs proclamirt, im Mai die Königin Katharina vom Erzbiſchof in contumaciam zur Scheidung verurtheilt, im Juni die Königin Anna gekrönt, im September Eliſabeth geboren; eine Einladung dreier befreundeter Biſchöfe, mit ihnen an der Krönungsfeier theilzunehmen, wozu ſie ihm auch zwanzig Pfund zum Feſtkleide geſchenkt, hatte Morus nicht angenommen, wohl aber ſie ſelbſt noch abgemahnt [1]). Erfolglos bleiben hier die erſten Angriffe auf

1) Es waren die drei Biſchöfe von Wincheſter, Bath und Durham, der letzte der mit Morus ſehr befreundete Cuthbert Tunſtall. Morus antwortete ihnen, ihr Geſchenk nehme er an, da er arm ſei und ſie reich, aber bei ihrer Aufforderung, am Krönungszuge mit ihnen theilzunehmen, habe er ein Bedenken. Ein Kaiſer habe einſt auf eine ſchwere Beleidigung gegen ihn ſelbſt die Todesſtrafe geſetzt, aber zugleich verfügt, wenn eine Jungfrau die ſchuldige ſei, ſo ſolle ſie verſchont werden. Nun aber habe ſich es begeben, daß die erſte Uebertretung wirklich durch eine Jungfrau geſchehen ſei, und als nun die Räthe des Kaiſers in lange Ueberlegung gerathen ſeien, was nun mit dieſer geſchehen ſolle, da habe zuletzt einer derſelben vorgeſchlagen, die Thäterin werde nur zuerſt geſchändet werden müſſen, um dann hingerichtet werden zu können. Dies, meinte Morus, könne jetzt für ſie Alle eine Warnung ſein. Sie, die Biſchöfe, ſeien bis jetzt rein ge-

Morus; eine Beschuldigung, er habe ein anonymes Buch gegen die Ehescheidung des Königs geschrieben, mußte bald aufgegeben werden; noch nichtiger wurden andere vom Könige wohl nicht ungern angenommene Denunciationen wegen Bestechung befunden, welche er sich als Richter sollte haben zu Schulden kommen lassen. Gefährlicher drohte es für ihn zu werden, daß er auch in die Untersuchung gegen die Nonne von Kent hineingezogen wurde, welche Weissagungen und Drohungen ausgeschüttet hatte gegen den König, der bald sterben werde, wenn er seine Ehe trennte; dies gewußt und nicht angezeigt zu haben sollte Mitwissenschaft um Hochverrath sein, und damit ward nun auch Morus geängstigt, um bei dieser Gelegenheit von den mit der Untersuchung beauftragten Lords leichter zur Anerkennung der Scheidung des Königs bewogen zu werden. Sie mußten ihm auch vorhalten, daß er den König einst bewogen habe, für den Pabst zu schreiben und sich dadurch selbst zu schaden; aber Morus, dessen eigene Aussagen doch Niemand zu bezweifeln vermochte, konnte hier zu genau bezeugen, wie der König in jenen Zeiten noch viel mehr Unterwürfigkeit gegen den Pabst gefordert und wie Morus ihm davon abgerathen habe; so riethen die Lords dem Könige selbst damals von Verfolgung der Sache ab, und Morus wurde von der Liste der Anzuklagenden gestrichen. Aber „aufgeschoben ist nicht aufgehoben", sagte er zu seiner Tochter Margarethe, als diese ihm die gute Nachricht brachte, daß er von der Anklage wegen der Nonne von Kent befreit sei. Und als sie ihm auf seine Frage, wie es am Hofe gehe, geantwortet hatte: „O niemals besser, da ist nichts als Tanz und Spiel!" da sagte er: „ach, Megg, mich jammerts, wenn ich daran denke, in welches Elend die arme Seele (er meint die Königin Anna) bald

---

blieben und hätten ihre Jungfräulichkeit gut bewahrt. Aber Viele seien jetzt, welche zuerst ihre Theilnahme an der Krönung und dann Predigten und Bücher zur Vertheidigung derselben von ihnen verlangten, um sie dadurch zuerst zu defloriren und um sie dann hinrichten lassen zu können. Er, Morus, werde nun zwar letzteres nicht verhüten können, aber doch mit Gottes Hülfe ersteres: now, my Lords, it lies not in my power but that they may devour me, but God being my good Lord I will so provide that they shall never deflour me.

kommen wird; dieſe ihre Tänze verkündigen andere Tänze, worin ſie unſere Köpfe mit ihren Füßen wie Fußballons ſpringen laſſen wird, aber nicht lange, ſo wird auch ihr eigener Kopf denſelben Tanz tanzen." So war er auf Alles gefaßt; als der Herzog von Norfolk ihn noch einmal warnen wollte durch das Wort der Schrift „des Königs Grimm iſt ein Bote des Todes" (indignatio principis mors est), ſagte er: „Nun ja, dann bleibt der Unterſchied zwiſchen Euch und mir, daß Ihr morgen ſterbt und ich heute." Bald erfüllte ſich auch, was Morus am meiſten gefürchtet hatte, daß Alles, was ſchon geſchehen war, auch durch Eidſchwüre von Allen gutgeheißen werden ſollte. Im März 1534 wurde der neue Kanzler Lord Audley, der Erzbiſchof Cramner, Cromwell und der Abt von Weſtminſter beauftragt, die ſämmtlichen Geiſtlichen von London und einen einzigen Weltlichen, den aus ſeinem Amt entlaſſenen Morus, nach Lambeth zu ſolcher Eidesleiſtung vorzufordern. Dazu war eine Formel entworfen, in welcher der Schwörende die neue Ehe des Königs als rechtmäßig und geſetzlich geſchloſſen und als heilig und keuſch anerkannte und ſich ſelbſt als verpflichtet zum unbedingten Gehorſam gegen den König und die Königin Anna und ihre Deſcendenz; ebenſo daß der König das Haupt der Kirche von England ſei, daß dem Pabſt keine andere Autorität und Jurisdiction zukomme, als jedem andern Biſchof in ſeiner Diöceſe, und daß man ſeine ſchriftwidrigen Decrete für immer aufgebe. Das war denn freilich ein ſchwerer Weg für Morus, die kurze Waſſerfahrt von ſeinem Hauſe an der Themſe in Chelſea nach Lambeth; ſie führte ihn auch diesmal nicht wieder zurück. Diesmal vermochte er es nicht, ſich wie ſonſt von den Seinigen zu verabſchieden; er litt nicht, daß ſie ihn wie ſonſt an das Boot begleiteten, doch, wie bei allen wichtigen Schritten ſeines Lebens, gebeichtet und an der Meſſe Theil genommen hatte er Tags zuvor. Aber unterwegs gewann er ſchon ſeine volle Feſtigkeit wieder und ſagte in dieſem Sinne ſeinem Schwiegerſohne Roper, der allein mit ihm fuhr: „Ich danke Gott, das Feld iſt gewonnen." Gegen die Lords erklärte er ſich dann bereit, in der Sache zu gehorchen, die Veränderung der Succeſſion anzuerkennen, und dies zu beſchwören, da das Parlament dieſe beſchließen könne; er wolle ſich auch jeder Cenſur gegen diejenigen enthalten, die den Eid geleiſtet hätten,

aber den ganzen Eid, so wie er vorliege, mit allen Bekenntnissen im Eingange, leisten könne er nicht; die Gründe, warum nicht, halte er bloß deshalb zurück, weil er dadurch Vorwürfe und Kränkendes gegen den König auszusprechen fürchten müsse, aber er sei bereit sie auszuführen, wenn Seine Majestät ihm zusichere, daß ihm das nicht zum Nachtheil gereichen solle. Man gab ihm Bedenkzeit; der Erzbischof Cranmer hielt ihm vor, wenn er doch die nicht tadele, die sich fügten, so sei er doch nicht gewiß, ob sie oder er selbst Recht hätten, also ungewiß; das aber sei gewiß, auch für ihn, daß man dem Könige gehorchen müsse. Wirklich machte ihn dies einen Augenblick zweifelhaft, aber er mußte dann doch dabei bleiben, er könne nicht umhin zu finden, nicht nach leichtfertiger, sondern nach der gründlichsten Prüfung, deren er fähig gewesen sei, daß hier ein Fall vorliege, wo man dem Könige nicht gehorchen dürfe. Und auf den Einwurf des Abts von Westminster, ob er nicht für möglich halte, daß sein Gewissen irre, mit welchem er allen Uebrigen, die den Eid geleistet, gegenüber stehe, entgegnete er, es sei doch auch derer eine noch größere Schaar, welche den Gründen beistimmten, um derentwillen er den Eid glaube verweigern zu müssen, und so könne er sein Gewissen nicht dem Concil eines Landes gegen eine allgemeine Entscheidung der ganzen Christenheit conformiren. Gern wolle er schwören, daß es nur sein Gewissen sei, was ihm den Eid auf die ganze Eidesformel in den gegebenen Ausdrücken verbiete; wenn sie diesem Eide nicht trauten, was ihnen denn sein Eid überhaupt gelte. Es lag darin, wer ihn nicht zu einem Meineide nöthige in dem was er dabei nicht beschwören könne, was Bekenntniß und Gewissens- und Herzenszustimmung dabei war, wer ihn also von partiellem Meineide frei bewahre, erhalte dadurch eine desto größere Sicherheit, daß er das desto gewisser halten werde, was er beschwöre, die Anerkennung der neuen Succession und den Gehorsam gegen sie. So war man denn auch im Rathe des Königs, dem die Lords dies berichteten, verschiedener Ansicht, was zu thun sei; der Erzbischof rieth, den Eid von Morus anzunehmen, welchen dieser anbot; aber, wie Roper, Morus Schwiegersohn, wissen will, die Königin Anna bewog den König, auf den Eid, und zwar auf den ganzen Eid zu dringen, auch auf den Eingang. So durfte nun Morus, nachdem zuerst der Abt

von Westminster ihn noch vier Tage gefangen behalten, überhaupt nicht wieder in sein Haus zurück, sondern wurde nun im April 1534 auf Befehl des Königs durch das Verrätherthor in den Tower abgeführt. Erst hier, nachdem der Kampf bestanden war, gewann er seine ganze Sicherheit und mit ihr auch seine Heiterkeit wieder. Die große goldene Kette, welche er gewöhnlich trug, wohl noch als ein Zeichen alter königlicher Gunst, sie fiel hier, wie Alles, was er an sich trug, dem Gefangenwärter zu; Sir Richard Cromwell rieth ihm, sie seinen Kindern zu schicken; aber „nein!" sagte er, „wenn meine Feinde mich im Felde gefangen nehmen, gönne ich ihnen auch, daß sie gute Beute machen". Das Oberkleid gehörte dem Wärter auch; als dieser es beim Eintritt forderte, gab Morus nur seine Mütze als das oberste Kleidungsstück (upper garment) und beklagte ihn, daß sie nicht besser sei, verweigerte aber, als jener erschrak und protestirte, natürlich auch das Kleid nicht. Der Lieutenant des Tower, der ihm von früher her viel verdankte, entschuldigte sich sehr, daß er ihm nicht gegen den Willen des Königs bessere Kost als die schlechte der Gefangenen geben dürfe; worauf Morus: er sei zufrieden mit dieser; aber wenn er es einmal nicht sei, möge er ihn nur aus dem Hause werfen. Erst hier sollte ihm auch die ersehnte Muße zu Gute kommen; er verwandte hier die Zeit, die allmählig lang wurde, Schriften zu schreiben wie eine Darstellung der Leidensgeschichte Christi und eine Zusammenstellung trostvoller Worte aus allen Psalmen; auch einen kleinen Aufsatz, warum man dem Tode für den Glauben nicht ausweichen dürfe, welcher anfängt: „Für Den, der sich mit Ungehorsam gegen Gott sein Leben erhält, wird es eine Last (odibilis), denn wenn du es heute so erhältst, wirst du es morgen hassen und sehr beklagen, daß du nicht lieber gestern den Tod ertragen hast." Wohl konnte er nicht ohne Freude und Zufriedenheit leben und behielt sie auch, aber sie wären für ihn verloren gewesen bei Schaden an seiner Seele. So bestürmten ihn denn auch im Tower die Seinigen umsonst, sich ihn e nzu erhalten. Plumper, und darum ohne ihn auch nur zum Ernst zu bewegen, Frau Alice: das habe sie nicht gedacht, daß er der für so klug gegolten, nun lieber hier mit Ratten und Mäusen wohnen wolle, als in Chelsea mit Frau und Kindern, bei seinen Büchern, seiner Galerie, seinem Garten, in seinem schönen Hause

u. s. f. Er entgegnete: Ist es nicht von diesem Hause eben so nahe zum Himmel, wie von unserm? er fragte, wie lange sie wohl meine, daß er noch leben könne? und als sie etwa 20 Jahre sagte, erwiederte er, wie schlecht sie speculire; um 20 Jahre also solle er die Ewigkeit verlieren? wenn sie noch 1000 Jahre hätte sagen können, und doch wie wenig sei das das gegen die ganze Ewigkeit. Anders drang seine Tochter Margarethe in ihn und entgegnete er ihr. Sie hatte sich durch eine List Eingang bei ihm im Tower verschafft, nämlich durch einen Brief, bei welchem sie darauf rechnete, daß alle Briefe an die Gefangenen gelesen wurden, und in welchem sie ihm dringend anrieth, nachzugeben; hiernach schien es nützlich, sie zu Morus einzulassen, und man erlaubte es ihr. Wenn sie dann kam, lasen sie vor jedem andern Wort die sieben Bußpsalmen wie sonst täglich zu Hause; dann suchte er sie in Gesprächen zu beruhigen. Einige von diesen sind uns von Roper, dem Manne der Margaretha, in dessen Leben seines Schwiegervaters aufbewahrt. „Die mich hierhergeführt haben", sagte er einmal, „können nach ihrem eigenen Gesetz meine Verhaftung nicht rechtfertigen; aber es ist ein Jammer, wenn ein christlicher Fürst von fügsamen Räthen und von einer schwachen Geistlichkeit, welche seinen gnädigen Beistand nicht entbehren kann, durch Schmeichelei so schmählich gemißbraucht und verleitet wird". „Die mich hierher gesetzt haben", sagte er ein anderes Mal, „glauben mir dadurch einen rechten Schmerz zugefügt zu haben; aber ich versichere Dich, Megg, wäre es nicht Euretwegen, so würde ich mich eher selbst längst in einen ebenso engen und noch engern Raum als diesen eingeschlossen haben. Aber da ich ohne mein Zuthun hierher gekommen bin, so vertraue ich, daß Gott in seiner Güte mir meine Sorge abnehmen und meine Stelle bei Euch vertreten will. Ich befinde mich hier nicht schlechter als zu Hause; es kommt mir eher vor, als wollte Gott mich übermüthig machen durch seine Güte, als nehme er mich auf seinen Schooß und lasse mich tanzen". Dann als im Mai 1535 die vier für den gleichen Widerspruch gegen den Supremat und die Scheidung des Königs verurtheilten Mönche, Reynolds und drei Karthäuserprioren, unter seinem Fenster im Tower vorübergeführt wurden: „Siehst Du wohl, Megg, wie fröhlich diese frommen Väter zum Tode gehen, als wäre es zur Hochzeit; da kannst

Du den Unterschied sehen zwischen solchen, die ihr Leben in Buße und Zucht hingebracht haben, und solchen, die wie Dein armer Vater ein weltliches Leben geführt haben; sie läßt Gott nicht länger bleiben in diesem Thal der Thränen, aber Dein armer Vater hat sein Leben in vielen Sünden hingebracht, darum hält Gott ihn noch nicht werth der ewigen Seligkeit und läßt ihn noch länger mit Elend geplagt werden." Denselben Trost und Frieden mit tiefem Ernst und doch auch mit der alten Heiterkeit sprechen Morus Briefe aus dem Tower an Margaretha aus: „Meine liebe Tochter", lautet einer davon, „ich bin Gott sei Dank in guter Gesundheit des Leibes und guter Ruhe des Gemüths, und von allen weltlichen Dingen wünsche ich mir nichts als dies, was ich habe. Ich bitte Euch, macht Euch alle vergnügt (merry) in der Hoffnung auf den Himmel. Alle solche Dinge, die ich so gern mit Euch besprechen möchte, wie die zukünftige Welt, unser Herr mag sie Euch nun ins Herz legen, und ich vertraue, das thut er auch, und besser als ich durch seinen heiligen Geist, der Euch Alle segnen und behüten mag. Geschrieben mit einer Kohle von Eurem Euch zärtlich liebenden Vater, der in seinem armen Gebet nicht einen von Euch allen vergißt, nicht Eure Kinder, Eure guten Männer und Eurer guten Männer böse Weiber und Eures Vaters böse Frau und alle Eure Freunde". Ein anderer Brief hält der Tochter vor, wie peinlich ihm ihre Bitten sind: „Wäre ich nicht so fest wie ich durch Gottes Güte schon lange bin, so hätte Dein kläglicher Brief mich mehr erschüttert, als alle andern Schreckniſſe, woran es mir doch nicht fehlt; es rührt mich nichts davon so sehr, als daß Du, mein sehr liebes Kind, dich in so heftiger kläglicher Weise abmühst, mich zu dem zu überreden, worüber ich Dir doch schon so oft in der puren Nothwendigkeit meine Seele in Acht zu nehmen Auskunft gegeben habe. So kann ich Euch Beide, Dich und Deinen Mann, nur bitten, solche Mühe aufzugeben und Euch mit meinen frühern Antworten zu begnügen. Es ist mir ein tödtlicher Schmerz, tödtlicher als von meinem eigenen Tode zu hören (denn die Furcht davor vermindert sich bei mir Gott sei Dank immer mehr) zu sehen, wie ihr Alle darüber in großem Schmerze seid. Aber da es nicht in meiner Hand liegt, Euch das abzunehmen, so kann ich es nur Gott überlassen, in dessen Hand, sagt die Schrift, des Königs Herz ist wie

Wasserbäche und er neiget es wohin er will; seine Güte bitte ich, das edle Herz des Königs Euch zuzuneigen, und mir nichts Besseres zu gewähren, als was mein ihm treues Herz und mein tägliches Gebet für ihn verdient. Gewiß, könnte der König mein Inneres sehen wie es wirklich ist, wie Gott weiß, so würde sein schweres Mißfallen sich sicher vermindern. Aber da ich ihm dies in dieser Welt nicht so zeigen kann, daß er zu einer andern Meinung von mir kommt, so kann ich alles nur in die Hand dessen legen, dessen Mißfallen fürchtend bei Bewahrung meiner Seele ich dies alles dulde. Den bitte ich dann, mich sobald es sein Wille ist, in das endlose Glück seines Himmels aufzunehmen und vorher mir und Euch Gnade zu geben in allen unsern Kämpfen im Gedanken an den bittern Kampf unseres Heilands vor seinen Leiden". So vermag denn auch Margarethe nicht viel mehr entgegen zu setzen; ihr Brief sagt nur, wie sie nichts thun kann, als den ihres Vaters immer wieder lesen, den treuen Zeugen, wie sie sagt, seines von aller Weltliebe befreiten und fest nur an Gott und an die Sehnsucht nach dem Himmel angeklammerten Herzens. Darüber wird dann doch, hofft sie, Gott noch seine heilige Hand halten; sie Alle zu Hause können sich mit nichts trösten, als wenn sie in seiner Abwesenheit an ihn und das Leben denken, was sie früher mit ihm geführt, an seine guten Worte und an sein heiliges Leben, das eine Bürgschaft ist, daß es fortdauern wird, und ein göttliches Geschenk mehr, ihm selbst noch ferner die Ruhe und Freudigkeit seines Herzens zu vermehren; mag uns Kindern allen dann nur auch gegeben werden, dem nachzufolgen, was wir an Dir preisen, damit wir dann doch einst mit Dir, mein lieber Vater, dann in dem Segen des Himmels wieder zusammen kommen, den uns unser Herr mit seinem theuren Blute erkauft hat.

Auch Mancher der Lords besuchte Morus im Tower, um ihn zur Unterwerfung zu bewegen. Es zog sich aber immer gefährlicher für ihn zusammen. Im November 1534 erkannte auf das Bisherige hin das Parlament bereits auf misprision of treason gegen ihn, d. h. daß er des Hochverraths verdächtig sei und der Strafe dafür verfalle, das war lebenslängliches Gefängniß und Verlust des Vermögens. Im Jahre 1535 aber ließ es den König nicht ruhen, oder die Königin den König nicht ruhen, noch mehr von ihm zu fordern.

Sein vornehmster Leidensgefährte, der auch den Eid auf das Statut verweigert hatte, John Fisher, Bischof von Rochester, 80jährig, einst auch hochverehrt vom Könige, dessen Mutter ihn sterbend dem Bischof empfohlen hatte, einst von ihm seinem ganzen Hofe vorgehalten als der frömmste Mann, den er jemals gefunden, der einzige noch übrige Minister seines Vaters, jetzt ebenso lange im Tower als Morus und hier unter eigentlichem Mangel leidend, erhielt 1535 jetzt von dem neuen Pabst Paul III im Tower den Cardinalshut, freilich eine sehr unglücklich gewählte Demonstration gegen den König. „Einen Hut mag Paul ihm schicken", soll dieser gesagt haben, „aber ich will sorgen, daß er nichts hat, worauf er ihn setzen kann". Ein neues Verfahren gegen Beide wurde angeordnet, und nun von Beiden eine bestimmte Antwort gefordert, ob sie das ganze inzwischen vom Parlamente sanctionirte Statut zur Anerkennung des Königs als des Hauptes der Kirche von England und zur Aufhebung der Autorität des Pabstes und der ersten Ehe des Königs ohne Vorbehalt anerkennten oder nicht. Auch hier geben zwei Briefe des Morus an seine Tochter über die zwei Verhöre Auskunft, welche er im Mai 1535 zuerst vor dem öffentlichen Ankläger und dann auch vor dem Kanzler und dem Erzbischof u. A. zu bestehen hatte. Morus sah längst das Ende kommen, aber als Rechtsgelehrter und Engländer vertheidigte er sich doch mit allen gesetzlichen Mitteln, und wünschte auch seinen König, den er mit alter Treue liebte, vor Unrecht und vor einer Schuld mehr zu bewahren; er stellte sich fest auf die Unterscheidung, daß das Gesetz nur in seinem äußern Verhalten Gehorsam von ihm fordern könne, er sich also dem Statut fügen müsse, und bei andern nichts dagegen thun und dagegen reden dürfe; doch wo das Gesetz ihm über sein Inneres etwas vorschreiben und ihm hier ein Bekenntniß abnöthigen wolle, wodurch er sein Gewissen verletze, da müsse er um seiner Seele willen den Gehorsam verweigern, was ihm auch einst der König selbst in dem ersten Wort, womit er ihn ins Amt berufen, vorgeschrieben habe. Der König, hieß es aber jetzt, fordere eine bestimmte Antwort, er solle entweder den König als Haupt der Kirche anerkennen, oder offen seine Bosheit äußern. Er habe keine Bosheit, konnte Morus antworten, und könne darum auch keine äußern; er danke Gott für die klare Gewißheit in seinem

Gewiſſen, daß ihm hier wohl Pein zuſtoßen könne aber kein Schade. Denn, ſagte er in ſeiner Art, in ſolchem Falle kann ein Menſch ſeinen Kopf verlieren und dennoch keinen Schaden nehmen. Er verweigerte die Antwort auf die Frage, ob er das Statut als rechtmäßig anerkenne; etwas dagegen zu ſagen verbot ihm ja der im Handeln ſchuldige Gehorſam nichts dagegen zu thun; und auf die ſchnöde Gegenrede eines der Beamten, wenn er denn ſo bereit ſei zu ſterben, warum er nicht mit der Sprache offen herausgehe, es ſcheine ihm doch mit der Bereitwilligkeit zu ſterben eben kein Ernſt zu ſein, „ſagte ich“, ſchreibt Morus ſeiner Tochter, „wie die Wahrheit iſt, daß ich nicht ein Menſch von ſo heiligem Leben geweſen bin, daß ich ſo kühn ſein dürfte, mich ſelbſt zum Tode anzubieten, ſonſt möchte Gott mich für meine Anmaßung fallen laſſen, darum dränge ich mich nicht vor, ſondern halte mich zurück. Aber wenn Gott mich ſelbſt zu ſich zieht, dann vertraue ich zu ſeiner großen Güte, daß er es mir dann an Kraft und Gnade nicht werde fehlen laſſen.“

Dafür wurde er nun ſogleich auch im Tower ſtrenger behandelt. Ein erſt kürzlich zum öffentlichen Ankläger beförderter Mann, Mr. Rich, nahm ihm Bücher und Papiere weg; Morus ſoll darauf auch ſeine Fenſterläden geſchloſſen und geſagt haben: „Wenn die Waare fort iſt, ſchließt man den Laden“. Mr. Rich, von früherher Morus bekannt, zog ihn dabei ſogleich noch in ein freundſchaftliches Geſpräch, womit er ihn nachher verrieth. Er fragte, wenn das Parlament ihn, Rich, als König anerkennen, ob er, Morus, ihn auch dafür anerkennen werde. Ja. Aber wenn als Pabſt? Darauf that Morus nun eine andere Frage an Rich: Wenn das Parlament erklärte, Gott ſei nicht Gott, würdet ihr es anerkennen? was Rich auch verneinte; eine Andeutung freilich, aber keine Leugnung der Competenz des Parlaments in der Kirchenſache. Am 1. Juli 1536 wurde Morus vor dasſelbe höchſte Gericht geſtellt, welchem er früher mit ſo großem Ruhme vorgeſtanden hatte, vor den Lord Kanzler, ſeinen unwürdigen Nachfolger Lord Audley, und vor eine Commiſſion von Lords des Oberhauſes; er mußte dazu den weiten Weg vom Tower nach Weſtminſter durch alle die langen Straßen der Altſtadt, Thamesſtreet, Fleetſtreet, Strand u. ſ. f. zu Fuß machen, in ärmlichem Kleide, auf einen Stock geſtützt, erſchöpft und grau geworden in der langen Ein-

schließung, hindurch durch das gaffende Volk. Hier las man ihm (sitzen ließ man ihn doch noch dabei) eine endlos lange und verwickelte Anklage vor, auf welche er nun sogleich antworten sollte oder sich noch jetzt durch Nachgeben die Gnade des Königs wiedergewinnen. Er dankte für letzteres und klagte dann in seiner sogleich gegebenen Gegenrede, lange nicht alles behalten zu haben, aber vier Vorwürfe schienen ihm die wichtigsten gewesen zu sein: 1) Er habe früher die Ehe des Königs gemißbilligt; aber einst auf des Königs Frage darnach habe er doch nicht mit Schmeicheleien, sondern nur nach seiner wahren Meinung antworten dürfen, und wenn diese ein Verbrechen gewesen sei, so sei er ja wohl durch Verlust seiner Güter und langes Gefängniß hinreichend gestraft. 2) Er habe seine Meinung über das Statut zurückgehalten; aber nur Worte und Thaten seien strafbar und die habe er nicht dagegen gerichtet; für Schweigen dürfe man keinen strafen. 3) Er habe mit dem Bischof Fisher in Briefen conspirirt; aber obgleich man die Briefe nicht vorlegen also ihm nichts beweisen könne, so wolle er selbst ihren Inhalt angeben, der kein anderer gewesen sei, als daß er, Morus, mit seinem Gewissen im Reinen sei und Fisher selbst für das seinige sorgen möge. 4) Er habe das Statut im Verhör mit einem zweischneidigen Schwerte verglichen, wenn man es verwerfe, den Leib tödtend, wenn man es annehme, die Seele, und da Fisher das auch gethan, so hätten sie conspirirt; aber er habe nur bedingungsweise gesagt, das Gesetz habe Gefahr auf beiden Seiten; wenn Fisher ähnliches gesagt, so sei es ein Zusammentreffen der Ansicht, keine Verabredung.

Schon zuckten die Richter und die Geschworenen, denn es lag doch gar zu wenig vor, woran sich anknüpfen ließ und Zeugen für die Krone fehlten ganz. Da ließ sich gegen alles Herkommen der öffentliche Ankläger solicitor general Rich herbei, selbst als Zeuge aufzutreten, und wie er auf dieselbe Weise 14 Tage vorher des Bischofs Fisher Verurtheilung durch Aussagen über ihm abgelockte Privatäußerungen durchgesetzt hatte, so auch sein vertrauliches Gespräch mit Morus im Tower so zu denunciiren, als habe Morus dort gegen ihn gesagt: eben so wenig, als das Parlament beschließen könne, Gott sei nicht Gott, könne es beschließen, der König sei das Haupt der Kirche; und er beschwor diese Aussage. Bloß darüber,

über diese Lüge, verlor Morus einen Augenblick seine ruhige Haltung, fragte, ob man seinem Eide mehr traue, oder dem neuernannten Ankläger, welchen sie alle von den Gerichten her als Mensch von schlechtem Rufe, als Spieler und unredlich kennten. Auch die Zeugen, welche dieser noch für das Gespräch im Tower anrief, wollten nichts gehört haben. Aber der Lord Kanzler Audley ergoß sich nun in einer Rede, wie schwer der König beleidigt und die öffentliche Ruhe gefährdet sei; das Wort malice, die alte Verurtheilung auf Gesinnung hin, erscholl durch die Versammlung, und so ließen sich die 12 Geschworenen dies auch gesagt sein und kamen nach einer Viertelstunde mit dem Ausspruch Schuldig zurück. Sogleich wollte der Kanzler zum Urtheil übergehen; aber hier wurde noch einen Augenblick der Angeklagte sein Richter. Als ich hier noch Richter war, sagte Morus, mußte immer nach dem Spruch der Angeklagte gefragt werden, ob er noch gegen die Anwendung des Gesetzes etwas vorzubringen habe; und als ihm nun das Wort gegeben ward, da trat er mit dem offenen Bekenntniß des Grundes seiner Unfügsamkeit hervor, welches er bis dahin in dem Gehorsam, nichts gegen das Statut zu reden, zurückgehalten hatte. Die Parlaments-Acte, worauf sich die Anklage gründe, sei den Gesetzen Gottes und der Kirche, aber auch der Verfassung Englands geradezu zuwider, denn das erste Wort der Magna Charta heiße, daß die Kirche von England frei sein und alle ihre Rechte ungekränkt behalten solle, und das habe der König selbst bei seiner Krönung mit großer Feierlichkeit zu halten beschworen.

Der Kanzler unterbrach ihn noch, nahm auch noch zum Lord Oberrichter seine Zuflucht, aber obgleich dieser nun ausweichend sagte, „wenn der Parlamentsschluß nicht ungesetzlich ist, werde auch die Verurtheilung gesetzlich sein", so erkannte der Kanzler nun auf die Strafe, das war die Todesstrafe durch Viertheilen und vorher Verstümmelung bis zum Halbtode. Sehr ruhig sagte Morus, Gott wisse, ob er gerecht verurtheilt sei oder nicht, 7 Jahre habe er darüber geforscht, aber nirgends bestätigt finden können, daß ein Laie Haupt der Kirche werden könne. Er habe nun nichts mehr zu sagen, aber wenn einst der Apostel Paulus den Tod des ersten Märtyrers Stephanus betrieben und dabei mitgeholfen habe, und wenn doch jetzt

beide als zwei Heilige im Himmel zusammen seien und dort ewige Freunde blieben, so wolle auch er vertrauen und herzlich darum beten, daß, obgleich die Lords hier auf Erden seine Richter bei seiner Verdammung gewesen seien, sie doch einst alle im Himmel in ewiger Seligkeit einander wieder begegnen möchten.

Den Rückweg ließ man ihn nun doch nicht wieder zu Fuß machen, sondern fuhr ihn den graden Weg die Themse hinunter zum Tower zurück; die auf ihn gekehrten Beile der Hellebardiere verkündigten dem Volke die Verurtheilung. Am Ausgang der Westminsterhalle wartete sein Sohn, fiel vor ihm nieder und ließ sich segnen. Beim Anlegen des Boots an der Towerwerfte hatte Margarethe auf ihn gewartet, und, wie ihr Mann erzählt, sobald sie ihn sah, stürzte sie sich durch alles Volk und alle Soldaten bis zu ihm hindurch, fiel zuerst auf die Knie und bat ihn um seinen Segen, umarmte und küßte ihn dann und rief immer nur: O mein Vater. Er sprach ihr zu, segnete sie und entließ sie dann; aber nach ein paar Schritten kehrte sie wieder um, drängte sich nochmals durch und hängte sich wieder an seinen Hals; man ließ sie zuletzt, da auch Alle, die es sahen, mitklagten und weinten.

Nach dem Allem aber kam sich Morus nun auch im Tower nicht groß und heroisch vor, sondern fand neben seinem Ernst, besonders wo es sich bloß um ihn selbst handelte, auch seine anspruchslose Heiterkeit wieder. Noch eine Woche ließ man ihn hier. Als ihm die Gnade des Königs angekündigt wurde, daß er nicht gevierttheilt, sondern weil er einst Lord Kanzler gewesen, nur enthauptet werden sollte, sagte er: Möge nur keinem meiner Freunde dieselbe Gnade vom Könige zuerkannt werden. Bei Beobachtung eines körperlichen Symptoms sagte er von sich: Der Patient ist ohne Gefahr, er kann noch lange leben, wenn es dem König gefällt. Den Tag vor seinem Tode schickte er der Margarethe das härene Gewand, das er stets getragen, damit Niemand es sehen solle und schrieb ihr dann noch, auch wieder nur mit einer Kohle, den letzten Brief, worin er alle Kinder und alle Enkel segnet, kleine Andenken austheilt, allen dankt für alles, aber besonders der Margarethe für die Art, wie sie sich von ihm verabschiedet: Niemals hast Du mir besser gefallen, als da Du mich neulich küßtest, denn das liebe ich, wenn Liebe und

Anhänglichkeit der Tochter nicht erst nach weltlicher Schicklichkeit fragen mag (for I love when daughterly love and dear charity has no leisure to look to worldly curtesy); er belästige sie recht mit seinen Aufträgen und es wäre ihm leid, wenn es länger dauerte als bis morgen; er wünscht sich schon den folgenden Tag zu Gott gehen zu können, was ihm auch erfüllt ward. Früh am 6. Juli 1535 schickte ihm der König einen alten Freund, Sir Thomas Pope, mit dem Auftrage, daß er sich auf denselben Tag früh um 9 Uhr fertig machen solle; Morus dankte dafür besonders, daß der König es ihm so kurz mache, er sei ja immer so gnädig gegen ihn gewesen, habe so oft Wohlthaten und Ehren auf ihn gehäuft; er dankte auch für die Erinnerung, der König wünsche nicht, daß er längere Worte spreche bei seiner Hinrichtung, er würde es sonst gethan haben, und am lebhaftesten brach er in Dank gegen den König aus, als er nun noch bitten ließ, daß seine Tochter Margarethe bei seinem Begräbniß gegenwärtig sein dürfe, daß Pope ihm dies für sie und seine Frau und Kinder und Freunde schon vom Könige als im Voraus gewährt bezeugen konnte. Sein bestes Kleid, welches er noch für den Henker angelegt hatte, dem es zufiel, vertauschte er auf Bitte des Lieutenant noch mit einem andern und schickte ihm ein Goldstück. Auf dem Wege redeten ihn noch Weiber an, eine, um ihm einen Becher Wein zu reichen, den er ablehnte: „Christus trank nicht Wein, sondern Essig und Galle", eine andere um ihn noch zu schelten wegen eines Urtheils: „er erinnere sich wohl und würde jetzt noch ebenso entscheiden". Das Schaffot, dicht vor dem Tower auf Towerhill, war wankend und schien unsicher: „Helft mir hinauf, sagte er dem Lieutenant, herunter will ich schon selbst für mich sorgen." Und zu dem Henker, den er küßte, „Muth, Mann, mein Hals ist kurz, daß Du keine Schande hast, wenn Du ungeschickt haust". Vorher bat er das zuschauende Volk für ihn zu beten, kniete nieder, betete den 51. Psalm, sein gewohntes Sündenbekenntniß, mit großer Inbrunst, und nun fertig endigte er noch mit einem Scherz; nachdem er sich selbst die Augen zugebunden, als sein Kopf schon auf dem Block lag, bat er noch um einen Augenblick Geduld, „er müsse erst noch seinen Bart zur Seite legen, denn der habe den König nicht beleidigt".

Es wird erzählt, der König habe bei der Nachricht gerade beim Bretſpiel geſeſſen mit der Königin Anna und zu ihr geſagt: Du biſt Schuld an dieſes Mannes Tode, und ſich dann zurückgezogen. Ein Jahr darauf ließ er Anna denſelben Weg gehen. Aber alle Güter von Morus zog er ein und ließ ſeine Wittwe auch aus ihrem Hauſe in Chelſea vertreiben, auch Morus Kopf auf der Londonbrücke aufſtecken, während ſein Körper im Tower begraben ward. Doch die Tochter Margaretha ſetzte es durch, daß er ihr ausgeliefert und nun dort beigeſetzt wurde, wo er ſich ſchon ſelbſt ſein Grab und ſeine Grabſchriften bereitet hatte, in der Kirche zu Chelſea. Auch den Kopf des Vaters wußte ſie ſich zu verſchaffen, nachdem er wochenlang auf einem Pfahle ausgeſtellt geweſen war, und bewahrte ihn in einem bleiernen Gefäße als theuerſte Reliquie in ihrem eigenen Hauſe. Und als ſie 9 Jahre ſpäter im Jahre 1544 ſtarb, da wurde ihr auch gehalten, was ſie verfügt hatte, es wurde auch des Vaters Kopf in St. Dunſtans mit beigeſetzt und auf ihrem eigenen Sarge niedergelegt.